

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

[urn:nbn:de:gbv:45:1-56381](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-56381)

# Der Beobachter

## Ein Volksblatt.

Erscheint wöchentlich zwei Mal — Mittwochs und Sonnabends — in  $\frac{1}{2}$  Bogen. Der Vorauszahlungspreis beträgt für das Quartal 36 Groten. Auswärtige Bestellungen übernehmen alle Postexpeditionen; hiesige die Verlags-Druckerei von D. Klesser, Haarenstraße 44. Anzeigen werden die Zeile oder deren Raum mit 1 Groten bezahlt.

XIII. Jahrgang.

Sonnabend, den 5. Januar 1856.

N<sup>o</sup> 2.

### Die Frauen auf Cuba

müssen die reizendsten Geschöpfe der Welt sein, wenn die begeisterte Schilderung Jégors von Eivers sich bewahrheitet. Dieser geistreiche Schriftsteller entwirft von ihnen folgendes Bild:

„Während des Tages bleiben die Fenster der Häuser von herabgelassenen Läden, sogenannten persianas, vor dem eindringenden Sonnenstrahl geschlossen, ohne doch den Bewohner des Blickes auf die Gasse zu berauben. In diesem herrlichen Versteck, im Morgenkleide, dem Klima gemäß eine Art Pudermantel (peignoir) vom feinsten Lein (linon), finden wir die Frauen und Mädchen mit der Cigarette, wohl auch mit einem tabacco in gemütlichem Gespräch oder am Piano, das Haar auch bei vorgerückten Jahren unbedeckt im einfachen Schmuck einer ausgeblühten Blume an der linken Seite des Kopfes unter den Locken. Mit diesem tropisch-erotischen Anzuge besteigen die Damen ihre Volante, deren in reichen Familien jedem Gliede eine besondere zu Gebote steht — denn nie betritt der Fuß einer Havaneserin den gemeinen Erdboden, der entweder zu naß oder zu staubig für die Weißatlaschuh wäre — und fährt vor die Magazine zur Besichtigung ihrer Einkäufe, die von dienstfertigen Commis auf die Straße hinausgetragen werden. Allein in der heißen Jahreszeit zieht sich Jeder in seine Klausel zurück und die lustigen Gestalten mit bloßem Haupt und ohne Sonnenschirm verschwinden mit der Volante, um erst zwischen 6 und 7 Uhr Abends wieder zum Vorschein zu kommen. Vor 5 Uhr beginnt die eigentliche Toilette, denn zu Tisch wird der Anzug in allgemein gebräuchlicherer Form gegossen. Treten die Damen zu Mittag wieder ein, so scheint dennoch die Kleidung wenig verändert. Dieselbe mit Spigen besetzte Battist-Wäsche, d. h. dieselbe Gattung, denn das Hemd wird zwei oder dreimal des Tages gewechselt, ein ebenfalls mit ächten Spigen besetztes Kleid vom feinsten Linon, doch mit kurzen Ärmeln und tief ausgeschnitten, im Haar eine frische Blume, nicht selten ein durchbrochener Schildpatt-Kamm, welcher einen langen, mit Spigen besetzten Schleier am Kopfe befestigt und der Gestalt einen bräutlichen, ballmäßigen Charakter verleiht! Den Anzug vollenden die zartesten weißseidenen Strümpfe und Schuhe von weißem Atlas. Wer diesen Luxus zum erstenmale erblickt, begreift nicht, wie es möglich sei, so verschwenderisch zu leben, denn er erfährt sogleich, daß diese Kleider, sobald sie einmal der Blische unterlagen, den aristokratischen Körper der Havaneserin nicht mehr decken dürfen und sammt den Atlaschuhen

in die Hände der Negerinnen übergeben, die nach ihrer Art die scheußlichste Travestie jener Sphären improvisiren. — Trotzdem, daß nie ein Corset die Gestalt der Frauen auf Cuba verschönte, oder weil — nie eine Schnürbrust ihren Körper verunstaltete, gewährt er den doppelten Reiz natürlicher Form und freier Bewegung, der dem europäischen Auge, das bisher nur unpanzerter Leiber und steife Geberde gewährte, von ganz besonderem Reize erscheint. Wir wollen nicht jenen Jesuitenvater citiren, der es für angemessen hielt, in jedem Lande nach der Sitte sich zu kleiden und verlangte sie volle Nacktheit, sondern wir wünschen nur, daß unsere Damen in die windstille Luft der Mittagstunden Cuba's und in einer Hitze von 30 Grad Reaumur sich versetzt dächten, um zu begreifen, wie klimatische Nothwendigkeit gebieterisch werde, ohne doch der Sittlichkeit im Mindesten zu nahe zu treten.

Die häusliche Erziehung der Kinder ist wie im nördlichen Amerika, so auch in der Havannah null! Das Kind unternimmt und läßt, was ihm behagt, und handelt ungezügelt dem Willen der Eltern zuwider, die gern der Jugend die selbstgenossene Freiheit gönnen. Antonio zählt kaum 14 Jahre; aber er macht Ausfahrten in seiner Volante, besucht in einziger Begleitung eines Hausnegers seine Freunde, mit denen er zu Mittag speist und allerlei Lustbarkeiten unternimmt. Die Kleidung der kleineren Kinder übertrifft an Luxus und Leichtigkeit die der Frauen. Nur ein Linonhemdchen, das kaum bis zu den Knien hinabreicht, tief ausgeschnitten, über der Brust mit Spigen besetzt, ohne Ärmel und auf den Schultern mit Schleißen geziert. Ohne daß sonst auch nur ein Bändchen hinzukäme, ist die Kleidung vollendet, und das Kind spielt auf dem Bastteppich in ungebundener Freude. Die spanische Creolin ist von mittlerem Wuchs, von süßlicher Gestalt und wunderbar weicher Gesichtsfarbe, die in ihrem sammetartigen blassen Anzuge zu den schwarzen Augen, dem leuchtend bläulichen Haar wunderbar stimmt. Die Stirn mehr breit als hoch, die Nase fein und gerade, die Lippen knapp geschnitten, der Busen voll und frei, die Taille schlank, doch unbeengt von künstlichen Mitteln, das Kleid nicht allzu lang, damit es den Fuß nicht verhülle, der an zierlicher Form und an Kleinheit mit den seltensten wetterfert. Die Hängematte, aus der noch eben die Donna den Duft der Cigarette in zierlichen Wölkchen über sich hinausandte, ist verlassen. Die Sonne zieht ihre sengenden Strahlen aus dem eingeschossenen Burghof des Hauses zurück, die Tafel steht bereit und ein Schwarm schwarzer Diensthöfen mustert mit möglichster Andacht die eintretende Gesellschaft, welche alsbald

am Speisetische Platz nimmt, die Hausfrau oder die alte Großmutter — der alles zu dienen sich beeifert — obenan. Das weibliche Geschlecht steht im spanischen Amerika in höchstem Ansehen, nicht den lächerlichen Höflichkeiten ausgesetzt, welche der Nordamerikaner jeder Art nichtmännlicher Geschöpfe erweist, sondern von patriarchalischer Achtung erhoben, sobald das Alter sein Haupthaar bleicht, von graciöser Huldigung gefeiert, so lange die Reize der Jugend aus seinen Zügen strahlen.“ (H. C.)

### Tages = Chronik.

□ (Gingesandt.)

#### Neujahrsfeier scene in New - York.

Das is a free Dag (Das ist ein freier Tag) sagt der gemeine Mann Amerikas, und tobt und lärmst in einer Weise, daß der Europäer glauben sollte, die dortige Nation leide buchstäblich am Verstande. — Der Mastenwald, welcher New-York umgiebt, kleidet sich bei Tagesanbruch in einen unabsehbaren Flaggen schmuck, und von den öffentlichen Gebäuden und Hotels wehen die Stammbanner. — Man macht an diesem Tage einmal eine Ausnahme und — arbeitet nicht, sondern schließt sich ruhig in seinem Hause ein, um vor den tobenden Pfasterrettern sicher zu sein, oder macht mit mehren guten Freunden eine Wanderung durch die Hauptstraßen der Stadt, um sich die ausgelassenen Amerikaner einmal recht anzusehen, wovon namentlich der Broadway das klarste Bild liefert. Piff, fausts einem hier, Paff, dort am Ohre vorbei, so daß man kaum seines Lebens sicher ist, doch die besten Ritter der Obrigkeit schmunzeln dazu, denn it is a free Dag und das Volk muß sich amüsiren. — Doch was wälzt sich durch die langen Gassen brausend fort. Man ist in einen Liqueurladen gewaltsam eingedrungen, hat dessen Vorräthe erschöpft, und gratulirt dem Wirth recht höflich zum neuen Jahre, bietet ihm auch ein Glas seines eigenen Branntweins dar. Doch unserm Wirth wird jetzt alles in seinem Hause von den ange-trunkenen Gästen demolirt, und wo möglich der Erde gleich gemacht, denn alles schreit a free Dag, a free Dag! Doch die Freiheit geht unserm Wirth (vielleicht ein gutmüthiger Deutscher) doch ein wenig ins Aschgraue, er geräth in Garnisch und verlangt Bezahlung. Die Bande glaubt jetzt sicher, daß er ein Deutscher ist, und unter einen Strom von Flüchen und Verwünschungen fällt jetzt alles über den Armen her, und bezahlt ihn, d. h. gerbt ihn den Rücken. In größter Todesangst ruft er die Polizei um Hülfe, doch diese ist besorgt für die eigene Haut, sieht dem Schauspiel von weiten gemüthlich zu, den it is of course a free Dag. — Der stämmige Wirth endlich entringt sich den Händen der Banditen und blutropfend mit Wunden bedeckt, erklimmt er die Treppe, welche nach oben führt, gelangt glücklich ans Fenster, öffnet es und sein Hülfesruf beginnt von Neuem. Unterdessen beginnt zur allgemeinen Belustigung des Pöbels die Feuerlocke, denn man hat den letzten Rest des misliebigen Storekeepers, der sich erdreistet hatte, für seine theuer erkaufte Waare Bezahlung zu verlangen, den Flammen preisgegeben. Der heranstürmenden Löschmannschaft gelingt es, den armen Wirth noch lebend aber halbtodt aus dem brennenden Hause hervorzuziehen, aber am Löschen findet man eben keine große Lust, weil es Neujahr ist, man nimmt sich vor, es amüfiant zu finden, so ein Duzend Häuser herunterzubrennen. — Die Nädelstührer haben jetzt auf ihrem

Abzuge noch mehre gute Kameraden gefunden, und wollen bei einem andern misliebigen Freunde dasselbe Manöver beginnen, doch dieser ist besser darauf vorbereitet. Die tobende Menge will gerade eindringen, aber eine Salve aus den Fenstern, und hingestreckt liegen sie in ihrem Blute, und die das Blei nicht traf, suchen sich jetzt durch die Flucht zu retten, oder fallen endlich in ihrem trunkenen Zustande in die Hände der Polizei. — Solche und ähnliche Scenen füllen gewöhnlich den ersten Tag des neuen Jahres aus, und fragt man den bedächtigen Amerikaner, wie es möglich ist, daß die Polizei einen solchen Unfug dulden kann, so antwortet er ganz einfach: This is a free Country, and a free Dag. (Dies ist ein freies Land, und ein freier Tag.) N. N.

NB. Bei diesem gräßlichen Jahres = Umschlag können auch wir nicht unterlassen, einen nicht eben sittlich-rühigen Gebrauch in unsrer Stadt zu rügen, nämlich den des Schießens auf offener Straße in der Neujahrsnacht. Ueingebedenk der Feuergefahr, die dadurch entstehen könnte, dürfte es doch nicht gelitten und unsers Erachtens besser überwacht werden. Wir glauben, und viele, wenn nicht alle unsrer Mitbürger werden derselben Meinung sein, daß es durch Aufmerksamkeit der Polizei mehrentheils verhütet werden könnte, da doch leichter durch diesen Unfug als durch eine einmal nicht gefegte Gasse, den Einwohnern Schaden erwachsen kann. Ist doch außerhalb der Stadt diese üble Gewohnheit immer mehr gewichen und dürfte die Stadt, die mit gutem Beispiel vorangehen sollte, für diesmal wenigstens nachzukommen sich bestreben. Dies ist nur eine unmaßgebliche Meinung des Beobachters.

□ (Gingesandt.) **Der Köchin nicht zu theuer.**

In dem Laden einer Modehändlerin tritt vor einiger Zeit eine Dame, um einen Hut zu kaufen. Nachdem sie vielfach besehen, gewählt und wieder verworfen, entschließt sie sich endlich zu einem sehr schönen seidnen, von dem zwei ganz gleiche Exemplare vorhanden sind, und die Verkäuferin eben erst aus Berlin erhalten haben will. „Der Preis?“ — „Zehn Thaler.“ — „Nein, das ist mir zu theuer, so viel kann ich nicht geben.“ Die Kaufherrin preist nun ihre Waare, rühmt das Elegante des Hutes, die ausgezeichnete Façon, versichert, es sei ein wahrer Musterhut, direct aus Berlin, kurz, die Dame läßt sich bewegen und das Handeln hin und her beginnt. Da wird der Inhaberin Etwas von ihrer Ladenjungfer ins Ohr geraunt, und mit einem Male rath dieselbe selbst der Dame vom Kaufe ab, was natürlich auffällt und Veranlassung giebt, nach der Ursache zu fragen. „D, so eben erfahre ich, daß die Person, welche das andere Exemplar bereits gekauft und noch ein Unterhäubchen dazu bestellt hat, eine solche ist, daß ich fürchten muß, Sie Madame! werden nur ungern einen ganz gleichen Hut tragen, und rathe deshalb ab.“ — „Si, wer wäre denn diese Käuferin?“ — „Ihre Köchin, gnädige Frau!“ — „So, der also war der Preis auch nicht zu theuer!“

#### Die Serradella (Ornitopus sativus).

So ungünstig auch vielfach die über obige, aus Belgien bei uns eingeführte Futterpflanze erstatteten Berichte lauten, hat sie dennoch die Aufmerksamkeit der Landwirthe hiesiger Gegend gefesselt, und Erträge von über 30 *Ger* Heuwerth vom Morgen sind wohl geeignet, zu immer erneuten Versuchen mit deren Anbau anzuregen.

Die Pflanze ist höchst genügsam, beansprucht geringe Dungkraft im Boden, und verlangt zu ihrem Gedeihen trockenen Höhenboden. Nach einer glaubhaften Mittheilung ergab die Serradella auf kaum 6jährigem Roggenland und in vierter Tracht von einem Morgen das Futter für 12 Haupt Rindvieh auf vier Wochen, wobei indeß, wie dies stets geschehen sollte, etwas Raufutter verabreicht wurde. — Die beste Aussaatzeit ist Mitte April, die Saatmenge 5 bis 6 Pfund pr. Morgen, und wil der Samen nur eine schwache Bedeckung, daher ein Voreggen anzurathen. Die Pflanze entwickelt sich Anfangs nur langsam, das Unkraut schreit dieselbe zu unterdrücken, aber im Juli entwickelt sie sich rasch weiter, blüht vom August bis zum eintretenden Froste, und wird vom Vieh jederzeit gern angenommen.

Der Samengewinn ist schwierig und muß Mitte October geschehen. Versuche, die Pflanze im Herbst oder unter einer Oberfrucht zu bestellen, sind mißlungen, dagegen liegt die Erfahrung vor, daß der Samenansfall im Herbst im nächsten Jahre ohne weitere Bestellung eine volle Ernte gab. — Auf dem leichtem Sandboden kann vielleicht die Serradella den Mais als spätes Grünfutter vertreten, was bei den Ansprüchen dieses an den Dünger und Hackarbeit sicher ein großer Gewinn wäre.

Eine der Serradella sehr ähnliche, aber mehr kriechende Pflanze (der gemeine Vogelfuß, *O. perpusillus*) wächst auf Höhenboden und Schonungsblößen häufig wild, grünt bis in den Winter und wird von den Schafen begierig gefressen.

### Vermischtes.

— Die modernen Fra Diavolo's. Man schreibt aus Paris, 13 Dec.: „Die Räuberbanden treiben zwischen Rom und Neapel noch immer ihr Unwesen. Einer meiner Bekannten, ein englischer Maler, der am 1. Dec. von Neapel obrieste, um sich mit der Silpost nach Rom zu begeben, hatte, wie er mir aus Rom vom 4. Dec. schreibt, das Unglück, zwischen Velletri und Albano von Banditen angegriffen zu werden. Es war des Nachts um 11 Uhr — der Postwagen fuhr langsamen Schrittes eine kleine Anhöhe hinauf — als 6 bis 7 bewaffnete Kerle den Postwagen plötzlich anhielten. Fünf Pistolenschüsse erschienen an den beiden Wagenfenstern und ein jeder Widerstand wäre unnütz gewesen. Die Räuber durchsuchten die Passagiere und nahmen ihnen ihr Geld ab. Uhren und andere Kleinodien ließen die Räuber im Stich. Mein Freund rettete mehrere französische Goldstücke und gab nur sein Silber her. Beim Durchsuchen seiner Taschen bemerkten die Räuber das Gold nicht. Dem Conducteur wäre es beinahe schlimm ergangen, da derselbe sich weigerte, seinen Privat-Kasten zu öffnen, worin sich Geldpakete befanden und für dessen Inhalt er verantwortlich war. Glücklicherweise für ihn gab er noch rechtzeitig nach. Man hatte ihm schon ein Pistol auf's Ohr gesetzt. Die Räuber erbeuteten etwa 12- bis 1300 Fres. Die ganze Operation dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Die Räuber hatten Wachtposten aufgestellt, um eine jede Störung zu verhindern.“

— Zahn über Jungdeutschland und Heine. Ein Bücherreferent der „A. A. Z.“ schreibt: „Mit der neuen Litteratur war Zahn nicht zufrieden, und nachdem „die dreifarbig Affenshande“ wieder aufgefunden, das heißt die Julirevolution ausgebrochen war, erklärte er die

Zeit für „hundertoll“. Diesen Ausdruck wendete er auch auf das „junge Deutschland“ an; Ludolf Wienberg, der ein kräftiger Mensch sei, wurde freilich ausgenommen. Als ich im Sommer 1830 zu Kölleda die Reisebilder H. Heine's als das Werk eines wahren Dichters vertheidigen wollte, gerieth er in fürchterlichen Zorn, riß mir meinen Stock aus der Hand und war nahe daran, sich thätlich an mir zu vergreifen. Nach einer halben Stunde kam er wieder und sagte: „Der elende Kerl ist nicht werth, daß wir rechtschaffenen Leute uns feinetwegen zanken. Aber du darfst mir kein Wort mehr über ihn sprechen.“

— Das Rothschild'sche Testament. Das Stadtgespräch bildet in Frankfurt das Rothschild'sche Testament, und es dürfte auch in weitem Kreise von Interesse sein, etwas über die Vertheilung eines Privat-Vermögens zu erfahren, das verschieden, von 36 bis 60 Millionen, angegeben wird, bei welcher letztern Schätzung die in den Häusern zu Paris und Wien angelegten Summen mitbegriffen sind. Das Testament vom Jahre 1849 bestimmt als Haupterben Anselm von Rothschild, einen Sohn Salomon's, des Wieners, für den ein Majorat von 4 Mill., unbegriffen die schöne Besizung Grüneberg bei Frankfurt, gestiftet ist. Willy, ein Sohn Carl Mayer's des Neapolitaners, erhält das Haus auf der Zeil und den Garten vor dem Bockenheimer Thor; dessen Bruder, Karl Mayer, eine Million Gulden. Zur Fortsetzung der von dem Verstorbenen wöchentlich vertheilten Geldspenden und der jeden Winter angeordneten Vertheilung von Brennholz sind 1,200,000 Gulden bestimmt. Die israelitische Aussteuerkasse für Bürgertöchter ist mit 50,000, die israelitische Krankenkasse und das israelitische Versorgungshaus sind mit je 10,000, die israelitische Realschule ist mit 5000 Gulden bedacht. Einer großen Anzahl christlicher Stiftungen ist je ein Kapital von 3000 Gulden vermacht. Die Commis erhalten, wenn sie über 20 Jahre im Hause waren, 2000, sonst 1000 Gulden, die Lehrlinge 500 bis 300 Gulden. Außerdem ist das Dienstpersonal reich bedacht.

— Eine Kaiser-Anekdote. Aus der Pariser Industrie-Ausstellung wird nachträglich vom „Wiener Fremdenblatt“ folgende Anekdote erzählt, für deren Wahrheit wir natürlich jenem die Verantwortlichkeit überlassen müssen. Eines Tages, heißt es, stand der Kaiser der Franzosen vor einer Abtheilung Porzellan-Waaren, weil ihm Teller und Schüsseln in die Augen fielen, die theils mit dem Bildniß seines Oheims, theils mit dem seinen geziert waren. Er fragte nach dem Preise der Teller und hörte zu seiner Verwunderung, daß die mit dem Bildniß Napoleons I. 40 Francs, die mit dem seinen nur 15 Francs kosteten. „Woher kommt dieser Unterschied?“ fragte er. — „Ja, die ersteren sind im Feuer gewesen,“ erwiderte der Aussteller.

— Eine seltsame Erscheinung beschäftigt in diesem Augenblick die vornehme Welt von Paris. Es ist eine schottische Schönheit, Miß Grina. Jung, blond, rosig, ganz nach der Schilderung, wie sie Walter Scott von seinen Landsmänninnen giebt, hat sie eine besondere Eigenthümlichkeit: sie schläft immer. — Des Morgens kostet es ihrer Mutter (ihr Vater, ein ehemaliger Gouverneur in Newcastle, ist vor vier Jahren gestorben) die größte Anstrengung, sie zu erwecken. In der Regel wird es Mittag, ehe die jüngste Miß aufsteht. Kaum hat sie sich in bester Laune ankleiden lassen, so verschwindet sie so schnell als möglich, und bald findet man sie in irgend einem Fauteuil eingeschlafen. Abends endlich, in Gesellschaften, im Theater, auf Bällen, in Concerten, immer dieselbe Schlafsucht, nicht unwillkürlich wie eine Krankheit,

sondern gewünscht, gesucht, wie ein Misterium. In der Oper ist die junge Dame bereits allgemein unter dem Namen „die schöne Schläferin“ bekannt. Im Winkel einer Loge, unbekümmert um ihre Coiffure, ihre Toilette, die Oper und von dieser vielleicht auch eingewiegt, schläft sie ein, daß reizende Bild einer Schönheit im süßesten Gefühl der Seligkeit. Kaum im Wagen, puff! da schläft sie wieder; sie wird herausgehoben, entkleidet und zu Bett gebracht, ohne sich zu regen. Ist sie krank? Ganz und gar nicht. Sie könnte fröhlich, heiter, munter sein; aber sie hat einen determinirten Willen zu schlafen, es ist ihre Leidenschaft, und als am vorigen Jahr ein Cousin in Edinburgh sie etwas ernstlich weckte, um ihr einen Heirathsantrag zu machen, so erklärte sie ihm das Geheimniß ihrer Schlaf-Passion: sie träumt! So oft sie einschläft, schiebt sie sich in eine so reizvolle Zauberwelt versetzt, daß sie diese als das wahre wirkliche Leben betrachtet, und das Erwachen für sie eine schmerzliche Unterbrechung ist. Sie findet dann Alles so kleinlich, so vulgaire, so kindisch, was sie unter den Menschen wahrnimmt, und die Aerzte haben bis jetzt noch nicht hinter das seltsame Geheimniß kommen können. Ein berühmter Gelehrter erklärte neulich, daß diese Manie direct zum Selbstmord führen müsse. Genug, der Cousin hat sein Heirathsproject aufgegeben, und die trostlose Mutter sucht einen Arzt, um in seiner Begleitung eine lange Reise nach Amerika zu unternehmen.

### Auflösung des Räthfels in vor. Nr.

Leumund.

#### Markt-Preise.

Roggen	pr. Scheffel	1 $\text{fl}$ 40 $\text{gr}$
Hafer	do.	42—46 "
Weizen	do.	1 $\text{fl}$ 58 "
Buchweizen	do.	68 $\text{gr}$ —1 $\text{fl}$ 6 "
Kartoffeln	do.	32 "
Bohnen	die Kanne	8 "
Erbsen	do.	7 "
Butter	das $\text{fl}$	18 "
Schinken	do.	11 "
Eier	das Duzend	14 "

**S. Kirichenbauer**  
in **Oldenburg**  
empfiehlt sein Lager von  
**Bettfedern und Daunen**  
dem geehrten Publikum angelegentlichst, und  
garantirt gute so wie billige Waare.

Magazin landwirthschaftlicher Maschinen  
eigner Fabrik, Bau-Akademie 7. u. 8.

**C. Beermann**  
in **Berlin**  
empfiehlt

Maschinenbau-Anstalt  
Köpnickers Straße Nr. 71



### Rüben-Schneid-Maschinen

nach

**SAMUELSON.**

Doppelwirkend.

Anwendung: Für jede Art Rüben und Kartoffeln; nach einer Seite gedreht, schneiden sie Würfelschnitte, nach der anderen Seite bewegt, Scheiben.

Betrieb: Mit Schwungrad und Kurbel durch geringe Kraftanwendung eines Menschen, da eine Schneide nach der andern wirkt.

Gestell: Eisen.

Schneidende Theile: Stahl.

Gewicht: 3½ Ctr.

Preis: 50  $\text{fl}$ .

Ertrag: 35 Scheffel Würfel pro Stunde.

Auffüllung: Ein Trichter von starkem Eisenblech in Verbindung mit einem eisernen Erdgitter, wodurch fremde Körper vor dem Schneiden abgefordert werden.

NB. Sämmtliche Maschinen werden in Stelle des Handbetriebs auch zum Riemenbetrieb mit Riemscheibe oder zum direkten Kofwerkbetrieb mit Universalkuppelung für denselben Preis geliefert. — Alle Gegenstände werden zusammengepackt versendet, so daß die Aufstellung keinerlei Schwierigkeiten verursacht. — Verpackungskosten werden nicht berechnet. — Für die obigen Preise wird sämmtlicher Zubehör zu den Maschinen geliefert, so daß mit jeder sofort gearbeitet werden kann. Eine genaue Gebrauchsanweisung wird ebenfalls stets beigegeben. — Zu Aufträgen ist die Expedition d. Bl. erbötig.

Redigirt beim Verleger.

Druck und Verlag von S. Kleffner in Oldenburg.

# Der Beobachter

## Ein Volksblatt.

Erscheint wöchentlich zwei Mal — Mittwochs und Sonnabends — in  $\frac{1}{2}$  Bogen. Der Vorausbezahlungspreis beträgt für das Quartal 36 Grote. Auswärtige Bestellungen übernehmen alle Postexpeditionen; hiesige die Verlags-Druckerei von H. Klesser, Saarenstraße 44. Anzeigen werden die Zeile oder deren Raum mit 1 Grote bezahlt.

XIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 9. Januar 1856.

N<sup>o</sup> 3.

### Henri Montagne.

Von Ernst Wilhelm Ludwig.

Etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt erhebt sich das stattliche Wohn- und Wirthschaftsgebäude des Deconomen Friedrich Berg im Kranze ergrauter Eichen und Linden, mit seinen vielen Fenstern, seinem hohen, sauber mit Kalk eingefügten Giebel, auf dessen Sandsteinkrone mit großen vergoldeten Buchstaben der fromme Denkpruch „Soli Dei gloria“ glänzt.

Es war im Herbst nach vollbrachter Ernte, und zahlreiche Kornstümmen verkündeten den Vorübergehenden, daß die geräumige Scheune noch lange nicht den Reichtum der Felder hatte fassen können, als Friedrich Berg, ein hoher stattlicher Mann in den mittleren Jahren mit lebhaften schwarzen Augen und fein gebogener Nase, hochgebräuntem, von schwarzen krausen Haaren und starkem Backenbarte eingefassten Antlitz, im Haubrod von blanem Duffel im wöhnlichen Zimmer am hoch aufflackernden Kaminsfeuer saß und Sultan, des Hofes nächtlichen Wächter, streichelte, der ihm vertraulich den dicken Kopf aufs Knie gelegt hatte, während Anna, seine eifige Hausfrau, an einem wollenen Strümpfe strickte und zu gleicher Zeit mit dem Fuße die Wiege in Bewegung hielt.

Die zinnerne Kaffeekanne, glänzend wie Silber, und mit Rosen bemalte sächsische Porzellantassen zierten den mit grünem, geblühten Wachsstock überzogenen Tisch; einige Bilder, die Reitpeitsche mit silbernen Ringen, und der blank geschuerte Reitzaum die sauber geweißten Wände; Gläser und große zinnerne Schüsseln das Gefirnß des Kamins.

„Der Vater läßt auf sich warten,“ brach Anna zuerst das Stillschweigen.

„Ja,“ versetzte Friedrich, „das Mittagsschläschen, dessen er einmal nicht entbehren kann, ist wohl etwas lang ausgefallen; er wird indeß wohl bald kommen.“

„Wenn ich nicht irre,“ fuhr er fort, aus dem Fenster blickend, „kommt er dort schon her. — Ja, er ist es, dort bei Hoffmann's Hause.“

Fünf Minuten später trat der alte Berg, der erwartete Vater, herein; ein rüstiger Greis, die pelzverbrämte Mütze auf den schneeweißen Locken, ein spanisches Rohr mit silbernem Knopfe in der Hand. Ein derber Händedruck des Sohnes, ein herzlicher Kuß der Tochter und die Bärtlichkeiten des getreuen Sultans hießen ihn willkommen, und kaum, daß er den Ehrenplatz am Ende des Kamins im bequemen

Armstuhl eingenommen hatte, so dampfte auch schon der braune Kaffee in den bunten Tassen.

Die Unterhaltung des Kleeblatts drehte sich hauptsächlich im landwirthschaftlichen Kreise um Korn- und Butterpreise, Vieh- und Pferchandel, bis nach einer Viertelstunde der Postbote die Zeitung und das Wochenblatt brachte.

Anna nahm sofort das Letztere in Beschlag, um vor allen Dingen auf den letzten Seiten desselben die Geburts-, Verlobungs-, Heiraths- und Todesanzeigen durchzustudiren, während die beiden Männer die Zeitung zur Hand nahmen, um über die neuesten Ereignisse auf der großen Weltbühne sich zu unterrichten.

„Sieh' da, Vater, sagte Friedrich, als er eben mit neugieriger Pfeife das Blatt wieder vom Tische nahm und zufällig einen Blick auf die dritte Seite warf, „auch die Liste der für die nächste Quartal-Sitzung ausgelooften Geschwornen.“

„Ha! auch mein Name steht mit darunter!“ setzte er einen Augenblick nachher etwas unmutig hinzu.

„Gewiß?“ fragte Anna hastig und ängstlich, indem sie die Hand mit dem Wochenblatte in den Schooß sinken ließ.

„Ja, meine Liebe!“

„Ach wie unangenehm! Ich wollte, Du wärest lieber ein andermal ausgelooft worden, als gerade jetzt, wo auch die gräßliche Vatermordgeschichte zur Verhandlung kommen wird.“

„Mir ist es auch nicht lieb,“ versetzte der Gatte, „aber es ist einmal nicht anders. Das Land hat lange genug nach dem öffentlichen Gerichtsverfahren mit Geschwornen verlangt, und wen jetzt das Loos trifft, der muß sich ohne Murren darin fügen und das verantwortungsschwere Richteramt übernehmen. „Keine Lust ohne Last,“ sagt das alte Sprichwort. Wer die erste will, muß die letzte mit in den Kauf nehmen.“

„Und wenn Du nun Einen des Nordes schuldig sprechen mußt und ihn Dein Ausspruch aufs Blutgerüst führt?“ fuhr die ängstliche Anna fort.

„Wenn ich muß, ich will es nicht hoffen; aber wenn ich es muß, liebe Anna, so ist es eine traurige Pflicht, der ich nicht ausweichen kann noch darf. Aber sei gewiß, daß nur dann ein „Schuldig“ über meine Lippen kommt, wenn ich von der Schuld die vollste Ueberzeugung habe.“

„Das vor allen Dingen, mein Sohn,“ fiel der alte Berg mit feierlichem Ernste ein, wobei seine sonst feste